

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 2 (1912)

Heft: 49

Artikel: Vom Berner Markt und der Berner Messe

Autor: Leuenberger, Klaus

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-644405>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

„Sie schicken dich fort! Merkst es denn nicht? Weghaben wollen sie dich von hier, daß du nichts mehr haben sollst mit dem Hudel, dem Bennet! Ja, gehst, gehst denn, kannst denn nur daran denken, zu gehen?!"

„Aber Flori, so hör doch! Ich verspreche dir doch in deine rechte Hand hinein, vor dem Herrgott und der heiligen Mutter Gottes, daß ich dir treu bleibe!“

Der Bennet war taub. Seine Blicke loderten, das Blut kam und ging in seinem Gesicht. Plötzlich lag er vor Leni auf den Knien. Er krallte die Hände in die Kleid Falten des Mädchens, und als sie zurücktrat, rutschte er ihr auf den Knien über den harten Schnee nach.

„Wenn du mich geru gehabt hast, nur eine einzige Stunde in deinem Leben, so geh jetzt nicht fort! Wenn du jetzt gehst und ich verliere dich, so —“ er wies nach der Richtung, wo Färnigen lag. — „Siehst, da unten ist mein Fochsee — und es zieht mich hin mit hundert Armen, wenn du mich nicht hältst!“

Er fand keine Worte mehr. Leni neigte sich über ihn, ihre Augen standen voll Tränen.

„Ich hab' dich lieb, Flori! Glaub mir's doch! Du kannst mich nicht verlieren, auch wenn ich fort bin, solang —“

Er ließ sie nicht ausreden. „Gehst oder gehst nicht? Sag's, und ich will zufrieden sein!“

„Ich muß, Flori! Aber —“

Sie fühlte plötzlich einen rohen Stoß und taumelte rückwärts. Eine gellende Lache traf ihr Ohr, und als sie Floris Namen bittend und zärtlich nannte, sah sie, daß der Bub fort war. Das Herz krampfte sich ihr in Angst zusammen; was bis jetzt noch Mitleid gewesen sein mochte, wandelte sich in Leidenschaft und Liebe. Sie vergaß, was der Zwöher befohlen hatte, und mit gellender Stimme schrie sie durch das Gestämme: „Der Vater selber sezt dir die Frist, Bennet-Flori! Ich gehe als deine Braut fort!“

Keine Antwort kam. Ein wildes Getöse, Donnern, Krachen und Knattern hatte ihre letzten Worte verschlungen. Die Stille-Horn-Laue fegte eben zu Tal! Von dem Tage, an dem sie ging, zählten die Färniger den Frühling.

Sechstes Kapitel.

Des Zwöhers Leni war verreist. Das Mädchen hatte einen bitteren Abschied genommen. Der Bennet-Flori war seit dem Zusammentreffen im Wald verschwunden. Leni war nach Hause gekommen in der festen Hoffnung, ihn dort zu finden. Als sein Platz auch am Abendtisch leer blieb, erwachte eine furchtbare Angst in ihr. Wenn er sich ein Leid angetan hätte! Sie blieb mit Vater und Mutter zusammen und beichtete jedes Wort, das unter den Tannen gesprochen worden war. Der Zwöher lächelte und meinte, er würde dem Flori, dem Hitzkopf, den Kopf schon zurecht setzen. Er wolle

morgen bei Zeiten zur Bennet-Hütte hinunter, da würde der Flüchtling wohl stecken.

Am Morgen war der Zwöher gegangen und mit ernstem Gesicht zurückgekommen. Der Flori hatte sich bei der Tschüli nicht blicken lassen. Leni hatte die Lippen zusammengepreßt und geschniegen. Dann war sie nach dem Fochsee hinaufgestiegen. Der hatte Flori die schweren Gedanken geweckt, der zog ihn an. Vielleicht . . .

Auch diese Suche führte nicht zum Finden. Keine Spur im Schnee hatte auf die Anwesenheit eines Menschen hingewiesen.

Und der letzte Tag, den Leni daheim verleben sollte, ging zu Ende. Als Mägde und Knechte sich vom Nachtessen erhoben, und die Stube verlassen hatten, stand Leni, die mühsam ihre paar Bissen hinuntergewürgt hatte, von ihrem Platze auf und sagte mit bleichen Lippen: „Vater, ich kann morgen nicht reisen!“

Der Zwöher sah sein Mädchen mitleidig an. „Was würde es nützen, wenn du da bliebest? Du kanntest ihn nicht suchen gehen. Läßt er sich wieder sehen in Färnigen, so bin ich schon da und will ihn aufsuchen zu jeder Stunde, da er wieder kommt. Und —“ er zögerte und vollendete dann, den Blick fest auf Leni gerichtet — „wenn ihm ein Leid geschehen ist, so macht ihn auch dein Dableiben nicht lebensfähig.“

Leni stand wie entgeistert. Daß noch andere diesen Gedanken hegten!

Da erbarmte sich die Zwöherin ihrer nach ihrer rauhen, geraden Art. Sie war bisher schweigend geschäftig gewesen und drehte sich jetzt nach ihm um.

„Ist er ein Braver und hält er etwas auf sich, so geht er jetzt hin und wird etwas Rechtes, dem Rüttibauer zu leid, der sein Mädchen vor dem Hudel flöchnet! Und ist er ein Lump, so ist's schad um jeden Tropfen, den du um ihn flennst!“

Leni trat zum Fenster. Lange starrte sie still auf die Straße nieder.

Auch die Nacht hörte das Tauen nicht auf. Bächlein rannen den Häusern entlang, die Dachrinnen ließen, und das Mondlicht glitzerte in Tausenden von Wassertropfen. Das Mädchen drückte die Stirn an die kühlen Scheiben. Der Wind strich draußen durch die Gasse und sang an den Hütten-ecken die eintönige Weise, die einem das Herz schwer macht. Der Leni war's zum Sterben.

Nach einer Weile trat die Mutter an die vor sich hin Weinende heran. „Komm schlafen! Morgen heißt's früh sein! Und du holst dir doch nichts Gesundes bei dem Hinausstieren!“

Das Weib machte nicht viel Umstände, aber die Kraft ihres Wesens war allein schon Trost. Inmitten der Stube stand der Zwöher und reichte seiner Einzigen die Hand.

(Fortsetzung folgt.)

Dom Berner Markt und der Berner Messe.

Studien von Klaus Leuenberger, Bern.

Die schönen Herbsttage lagen noch auf dem Land und der alten Stadt Bern. Das Gold hing in allen Nuancen nur so von den Bäumen herunter.

Da lief auf dem Staudenrain ein jungwarmes Pärchen in den strahlenden Tag hinein: Arm in Arm, schwatzend, lachend, scherzend, sich neckend.

Etwa zehn Schritte vor mir drehte das herzige Meitli sein Schalkgesicht zur Seite, lächelte Grübchen in die Wangen, zeigte die Mausezähnchen und fing an, seinem Schatz in die Nasenlöcher hinauf zu schwärmen. Das geschah, weil sie klein und niedlich war und er groß und voll Kraft; den beiden war meine Nähe gleichgültig.

„O, wie isch das de herrlich, we mer einisch g'hürate si;

we me de a de-n-Abete so ha zäme höckle . . . u we-n-i de am-e Zystig ha ufe Märkt gah, mit em Chörbli am Arm!“

Das Mädchen drückte plötzlich des Burschen Arm als hätte sie Teig zu kneten. Sie zitterte vor Lust und Freude. Er quittierte mit „He, he!“ und lachte. Aber in den letzten Worten hatte ein Tonfall gelegen, der sich wie eine süße Melodie anhörte. Ich verlangsamte meine Schritte, wollte mehr hören. Die blonde Chrott aber schwieg und sah verlornen Blickes durch das bunte Laub der Bäume auf die rauschende Alare hinunter.

Die beiden liefen weiter und ließen mich allein mit der summenden Melodie in den Ohren vom „Märkt“ und vom „Chörbli am Arm“. Was Wunder, daß ich daraufhin man-



Der Markt an der Marktgasse.

chen Tag in der Stadt herumließ, die Augen aufriss, sah, und die Ohren spitzte und horchte und lauschte.

Was hat der Markt schönes an sich? Was gibt es dabei zu sehen? Und was kann man alles erhörenchen?

Der Mond ist nicht mehr da. Man sieht nicht einmal deutlich, was vorgeht in den Gassen Berns. Denn der Tag hat sich den Schlaf noch nicht aus den Augen gerissen. Er blinzelt erst vorsichtig über die Bäume der Schößhalde auf die Dächer der Stadt.

Auf den Gassen aber herrscht schon ein reges Leben. Wägelchen und Wagen fahren an. Aus allen Windrichtungen kommen sie her und bringen Bauern und Bäuerinnen im Halbleinkittel, Meitschi im „Chittelbrüstli“ und Händler in der blauen galandrierten Bluse mit. Sie kommen aus Weilern und Dörfern um Bern herum und von weiter her.

Die Morgenluft streicht kühl den Dampf von den Rücken der Rossen weg. Die Hufe klappern, die Ketten rasseln. Über aller Lärm geht unter im Knarren der Räder, die über das Pflaster holpern. Nur manchmal zieht lang und düster wie

ein Rebelhorn das „Muu“ der Kühe und Kälber den Schiltwache stehenden Häusern entlang. Sonst ist es noch still in der Stadt. Denn der Bauer nimmt Rücksicht auf ihre Bewohner. Er weiß, daß sie Langschläfer sind, die Leute zwischen den Mauern, deshalb redet er noch in gedämpfter Sprache mit seinen Bekannten.

Aber auch Karren werden in die Stadt geschoben. Viele ächzen zum Gotterbarmen, denn die Körbe auf ihnen sind zu Pyramiden getürmt. Aus den Rügen schaut Grünzeug heraus und das Gelb der Rüben. Aber auf dem spitzblättrigen Spinat lastet ein Korb voll mit krausem Salat und Lauch und Selleriewürze und weiß der Himmel was noch alles. Die aber, die diese Karren schieben und ziehen, sind Menschen, über die sich Geschichten schreiben ließen.

Ein altes, schitteres Mütterlein mit spärlichem weißem Haar zieht seit 45 Jahren seinen Grüenkram nach der Stadt, Sommer und Winter, bei Regen und Sonnenschein. Jeden Dienstag führt ihr Weg vom Lande her durch die Muristraße. Aber oben am „Stuž“ macht sie Halt, hockt auf die Karrenstange und streichelt den Hund, der ihr die Lasten ziehen hilft. Er ist ihr Freund, der Bello, und eigentlich der einzige, der ihr aus dem langen Leben geblieben ist. „So, gäll Bello, da wäre mer ja wieder einisch. — Sä, da hesch dys Stückli Brot u-n-e chly Zucker derzue. — Ja, ja, gäll du, brav zieh mueß me, gäll, we me wott vorwärts cho, he!“ — Und der Hund schaut sie mit klugen Augen an, wedelt, windet sich, rüttelt am Zuggeschirr und dankt damit.

Dieweil stemmen am Aargauerstalden zwei Kinder gegen das Drängen ihres Karrens. Er ist so schwer geladen, daß er mit ihnen durchgehen, den steilen Weg hinunterrennen will. — Aber nein, das sind ja keine Kinder, das ist ja das Lilliputanerpaar aus der Gerechtigkeitsgasse. — Die sind auch schon aus den Federn? — He ja, man muß sich halt rütteln, wenn man auch „e chly Anke uß z Brot will, neume schier, wui!“ — Und er lacht, der kleine Dreikäsehoch, daß der weiße Hauch wie Nebel aus seinem Mund pustet.

Wieder kommt ein Weiblein, und noch eines mit einem Kinderwagen voll „Züngs“. Zwischen hinein fahren Bernerwägeli vorbei.

Allmählich beginnt es zu tagen. Die Sonne sendet ihren ersten Strahl direkt an den Turm der Wydekkirche, daß er vor Gold, Rot und Grün glänzt. Aber es ist immer noch früh am Tag.

Und jetzt fährt der Bänz aus dem Krauchthal vorbei. Er zieht mit langen Schritten, und rückweise seinen Karren vorwärts. Trapp, trapp, in unerschütterlicher Gleichmäßigkeit. Seine Pfeife pendelt den Takt dazu. Er bringt bloß Kartoffeln in die Stadt, sonst nichts. Immer zwei Säcke, aber „de gueti mähsbeligi“.

Fast unten beim Bärengraben leucht ein vierzehrtiges Weib den Weg hinan, bleibt von Zeit zu Zeit stehen, stemmt die Hände auf die Hüften und schnappt nach Luft. Sie schwitzt trotz des frischen Herbstmorgens.

„He, Bänz, loos: D'Härdöpfu gälte de vierzg Rappe hüt, — he, wotsch nid lose, . . . du Süürmu.“

Aber Bänz blinzelt bloß mit den Augen etwas seitwärts und trappt gemächlich herab. Wie er unten beim Bärengraben ist, merkt er, daß ihm die Pfeife ausgegangen ist. Er macht Halt, wippt sich den Nasentropfen ab und lächelt pfiffig den Aargauerstalden hinauf, nach der Stelle hin, wo das Weib steht.

„Blas mer i d'Schueh,
du donner's Grämplerpäte-
tere, was de bisch, i mache
myner Pryse für d'Här-
döpfu sälber; i bruche di
nid derzue.“

Währenddem steht das Grämplerweib bei einem angehaltenen beladenen Fuhrwerk. „We der miers nit weit gäh, so löit echs ömel gseit ih: D'Öpfu sie-
betsg d's Imi u achtzg.
D'Lüise- u d' Hanslibire
grad o fössi. — Dänket o
a dä naß Summer! U gäh
bim Donnerhageli vo settige
Eier nit meh als feusi für
säczg!“

So werden oft die Preise für Gemüse und Früchte zwischen Tag und Nacht gemacht, lange bevor der Markt beginnt. Und das am Muri- und Aargauerstalden oben sowohl, wie am Freiburger- und Aarbergertor. Und es sind nicht alle Bauern und Landleute, die mit Gemüse nach Bern kommen, wie der Bänz aus dem Krauchthal. Die meisten wollen die Produkte ihres Landes so teuer wie möglich loszuschlagen. Und mit Recht. Es wird wohl von Alters her so gewesen sein, obwohl ich darüber nichts „Gewisses“ habe aufstreben können. Aber schade ist es, daß keine Einheitspreise auf dem Markt herrschen. Sicherlich wäre die Großzahl der Hausfrauen froh, wenn dem so wäre. Die eine hätte dann nicht nötig ihrer guten Nachbarin vorzujammern: „E, wi isch das alles so tüür hüt uf em Märt!“ Und der andern würde das Lächeln erspart: „Ja, was säget dir jüze, . . . es het mi neume nid grad tüecht hüt!“

Um Klosteriabhang ist das Markten und Feilschen, das „händele“ in vollem Schwung. Der Mund genügt nicht, Hände und Stecken helfen nach, sie verdeutlichen. Bis hinunter zum „Landhaus“ ist der ganze Platz mit Vieh und Menschen besetzt. Und die Farben laufen ineinander. Manchmal lehnt ein Rotbraun an ein dunkles Blau und manchmal sind es Gelb, Braun, Weiß und Schwarz, die sich untereinander mischen. Wo die Wirtschaft zum „Klosterli“ steht, beteten einmal fromme Nonnen. Heute fluchen dort die Händler und Treiber. Einer steht an den Laternensäulen gelehnt, die Hände in den Hosentaschen, den „Munizähm“ unter dem Arm. Von seinen Schultern hängt die verwuschene Bluse, darunter schaut ein Fransenkittel hervor. Weiß Gott, die Flecken und Flecken daran sind nicht zu zählen. Er wartet auf „Büez“, dreht seinen „Schigg“ von der linken Backenseite auf die rechte, daß es ausschaut, wie eine Drüsenschwelling, reckt und rüttelt die Schultern und spuckt aus.

Aber ein junger Bauer im „Muß“ hält eine ganze Versammlung in Atem. Eine prächtige rotscheckige junge Kuh ist ihm feil. Nur wird ihm zu wenig geboten dafür. „Leg no ne Näpu druf, de will i ne Lüter im Chlösterli la gäh, sisch nime se mi Seel wieder hei.“ Wieder geht er auf seinen Rotscheck zu, greift ihr ins Kreuz, daß das Tier erschreckt zusammenzuckt, zupft ihm die Haut von den Rippen,



Der Markt auf dem Bahnhofplatz in den 90er Jahren des letzten Jahrhunderts.

bückt sich, zieht erst an einer hintern Zihe, daß die Milch in scharfem Strahl auf den Boden sprüht. Von einer vordern aber nimmt er eine Probe in die hohle Hand und hält sie den Umstehenden unter die Nase: „Da lieget nume, wie schön gälbi daß si isch!“ Den Rest trinkt er aus. Aber der kaufende Bauer hat Zeit. Bedächtig schaut er die Kuh von der Seite an, geht selber zu ihr hin, greift ihr in die Lenden und „hää ume“ auf der andern Seite ebenso, kommt zurück und befürt sich und schließlich ist der Handel bepflossen. „Also, es gilt, schla i!“ Durch die Umstehenden geht eine zufriedene Bewegung. „Du hesch se de mi Türi billig!“ sagt einer. Nun gehen sie ins „Landhaus“, das Geschäft muß begossen sein.

Das Händlerweib war längst nach der Stadt zurückgepusst, über die Kydeggbrücke, die Gerechtigkeitsgasse hinauf. Zwar hat sie es durchaus nicht so eilig gehabt. Sie hat einen ständigen Platz, den ihr niemand, nicht einmal der „geschnürte Grüne“ Marktaufseher streitig machen kann. Im Vorübergehen hat sie deshalb für diese und jene, die sie kennt, ein Wort übrig. „I ha nes de wieder gseit, was es gälti hüt!“ Sie lacht; die Angeredete lacht auch. „Hesch rácht gha, Marianni!“

Die Wegglifrauen legen ihren Süßkram auf weiße Tücher oder Papier, auf Ständen zwischen den Laubenbögen oder den Steintritten dazwischen, holen sich ihren Kaffee aus den Küchlinwirtschaften und schütten ihn „füürigheize“ über die Brotbröckchen in der blumigen Halblitertasse. Das Brot schwilkt auf; in der Tasse wächst ein Berg. Wenn sie das Frühstück verzehren, arbeitet das ganze Gesicht und es kaut und tätscht, wie wenn in irgend einem Winkel Wäsche „geprätscht“ würde.

(Fortsetzung folgt.)